

Prof. Dr. Onur Bilge KULA

Mersin Üniversitesi

Fen-Edebiyat Fakültesi

DAS ORIENT- UND TÜRKENBILD IN LESSINGS GESAMTSCHAFFEN - EINE SPURENLESE

A — UMRISSE DER FRAGESTELLUNG

Lessings Gesamtschaffen und Denken, das sich durchwegs am aktuellen Zeitgeschehen orientiert, lassen den Eindruck eines unermüdlichen, stets mit Herz und Seele kämpfenden Teilnehmers und unerbittlichen Kritikers an der historisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit erwecken. Diese seine Neigung, den Ausgangspunkt seines literarischen Schaffens auf die aktuellen Zeitverhältnisse und Fragen zu gründen, führten ihn allmählich zu einer heuristischen Auseinandersetzung mit religiöser Ingoranz und Intoleranz. Auf deren diverse Meinungsbilder konzentriert er schließlich nach und nach seine Kritik der im Bezug auf den Orient und den Islam kursierenden zahllosen Vorurteile.

Lessings Bedeutung für die Literaturgeschichte besteht daher nicht nur darin, daß ihm im Verlauf dieser Auseinandersetzung der Entwurf eines überkonfessionellen, religiös toleranten, d. h. aufgeklärten¹ Menschentyps gelingt - Nathan sei hier als Beispiel genannt! - Er hat darüberhinaus die literarisch bzw. sekundär vermittelten Orient-Auffassungen und -Images unter einem, wie auch immer zu verstehenden, im Weiteren näher zu definierenden kritischen Aspekt literarisch aktualisierend verarbeitet. Aufgrund seiner, im Besonderen im «Nathan» zu Tage tretenden kritischen Distanz den sekundär vermittelten Orient-Vorstellungen gegenüber, ist es durchaus zulässig, ihm einen Beitrag an dem Abbau von etwaigen Konfliktquellen zwischen den stets gegeneinander feindlich dargestellten geistigen Kulturwelten zuzubilligen. Dieser natürlich nur theoretisch-denkerische

Versöhnungsansatz, kritisiert vor allem in seinen religionskritischen Schriften und in «Nathan dem Weisen», -dürfte zunächst allein als Versuch, falsche Vorstellungsmuster zu reinigen, im Weiteren auch zur Herausforderung und Eigenentwicklung einer hinsichtlich der traditionellkirchlichen Auffassung differenzierten Perspektivik gegenüber dem islamischen Orient geführt haben.

Zwar ist Lessings kritische Skepsis gegenüber den aktuellen Vorurteilen, welche von verschiedenen, nicht nur religiösen Kräften in Bezug auf den Islam wachgerufen und -gehalten wurden, nicht zu leugnen. Aber die Frage, ob sein Orient-Konzept im Allgemeinen und Türken-Bild im besonderen als jeweils bewußt und klar profilierte Gewinne für die Orient-Auffassung anzusehen wären, muß dennoch gestellt werden, - vorausgesetzt, daß Anhaltspunkte für diesen Zweifel sich im Werk feststellen lassen.

Zuallererst liegt die Berechtigung zu einem solchen Vorbehalt in der offenbaren Tatsache, daß Lessings Türken-Bild in seinen frühen literarischen Werken von dem in den späteren, sowohl theoretischen, als auch dramatischen auffallend abweicht. Diese unterschiedliche Motivbehandlung innerhalb der Orientthematik dürfte entweder auf seinen individuellen künstlerisch- und weltanschaulichen Werdegang, oder aber darauf zurückzuführen sein, daß die eher unbewußten und natürlich innewohnenden Vorstellungsmuster und -bilder das nach und nach gebildete und bewußtseinsmäßige Denken überschatten. Diese immanente Diskrepanz, zwischen Vorstellung und Denkprozeß mag auch dadurch erklärt werden, daß literarische Kunstwerke, ohne bewußtes Zutun natürlich, aber dennoch in erster Linie Vorstellungen hervorrufen und somit vorhandene Bilder eher transponieren, als dies bei theoretischen Werken der Fall ist.

Im Vergleich mit seinen Zeitgenossen Klopstock oder auch Wieland beispielsweise ragt der Aufklärer Lessing doch sehr hervor in dem Bestreben, den Orient, den Islam und die Türken als Motivkreise in sein Werk aufzunehmen. Seine religionskritische Neigung sowie die essayistische Behandlung desselben Stoffbestandes unterstreichen deshalb jede Annahme, daß Lessing vielleicht gerade, weil er Aufklärer ist, als bewußter Zeitgenosse und Zeuge seiner Zeit deren Aktualität reiner und unmittelbarer wie-

derspiegelt als die eher sich von dem Zeitgeschehen in die ferne, antike Welt abwendenden beiden genannten Dichter.

Insofern bietet für die Vergleichende Literaturwissenschaft, die ihren Blick u. a. auch auf die Interkulturalitätsproblematik richten sollte, gerade das Werk des mitten in der Blüte der Aufklärung schaffenden 'Dichter-Denkens' erstaunlich viel Denk- und Interpretationsmaterial, die ihrerseits zu legitimen Schlüssen berechtigten dürften.

Welche Werke kommen in dieser Hinsicht in Betracht? Es gibt zunächst das Untersuchungsfeld ganz abzustecken :

Als Beispiele, die Orient-Motive auf literarischer Basis verarbeiten, sind der Reihe nach «Giangir oder ver verschmähte Thron», «Minna von Barnhelm», und schließlich «Nathan der Weise» festzuhalten, und diejenigen, die auf theoretischer Basis dieselbe Thematik - also Orient - und Islam-Bilder behandeln, bilden «Rettung des Cardanus» und «Von der Duldung der Deisten», und schließlich «Ernst und Falk». - Warum zum Beispiel «Die Juden» nicht in die Diskussion einbezogen zu werden braucht, hängt mit der Tatsache zusammen, daß dieses Werk die in dem damaligen deutschsprachigen Kulturraum gängige, historischsoziale Unterdrückung und Diskriminierung von Juden verarbeitet, die Türken-thematik aber darin impliziert ist. Auch dürfte die nähere Diskussion der «Duldung der Deisten» vor dem Hintergrund der Cardanus-Schrift keine anderen und weiterführenden Ergebnisse in Aussicht stellen, weshalb eine solche Erörterung sich erübrigt. Eine Spurenlese also.

Bei dieser 'Spurenlese' soll uns aber ein bestimmter Gedanke leiten, und zwar, ob innerhalb dieser das ganze Schaffen Lessings umfassenden Auseinandersetzung eine Entwicklung auszumachen und wie diese im Einzelnen und konkret zu deuten und zu bewerten wäre, und nicht zuletzt, ob Lessing schließlich zu einem reinen, vorurteilslosen, d. h. interkulturell betrachtet stichhaltigen und unabweisbar legitimen Orientbild gelangt oder nicht. Diese Frage impliziert, wie man gemerkt haben wird, den Vorbehalt, daß Lessing zumindest in seiner Frühphase von einem solchen wünschenswerten Orientkonzept weit entfernt war. Und dies gilt

nun im Einzelnen, vor allem am «Giangir», veranschaulicht zu belegen.

B — «*GIANGIR ODER DER VERSCHMÄHTE THRON*» :

Das erste, äußerst frühe, gleich nach dem «jungen Gelehrten» verfaßte, in unsere Fragestellung hineinreichende Werk, oder eigentlicher Ansatz zu einem Werk bildet das völlig unbekanntes Fragment : «Giangir oder der verschmähte Thron». Ein Drama-Fragment, mit einem sehr exotischen Namen, ganze zwei Seiten, oder um es dramaturgisch zu sagen : drei lose, zerstückelte Auftritte, davon zwei Monologe, einer ein Dialog, verfasst am 17. April 1748. Lessing selbst hat dieses Stück «Versuch eines Trauerspiels» genannt.

Dieses äußerst schmale Fragment ist, zumindest innerhalb des hier gestellten Diskussionsrahmens, von unermeßlicher Bedeutung, weshalb das Hauptgewicht darauf gelegt zu werden lohnt. Hierzu lassen sich folgende Argumente anführen :

Erstens wird es das inzwischen gebildete Bild und die Beurteilung des Dramatikers Lessing in ein neues Licht rücken helfen. Dies gilt ausschließlich auf die dramaturgischen Anfänge des jungen Dichters bezogen. Zweitens wird die folgende ausholende Erörterung desselben beispielhaft zur Anschauung bringen, wieviel wissenschaftliches Forschungsmaterial alleine schon in einem solchen, vermeintlich unbedeutenden Werkansatz beinhaltet sein kann.

Es scheint sehr verlockend zu sein, dieses Fragment zu übersehen, und außerhalb der Grunddiskussion um den Aufklärer zu halten, denn vage und scheinbar unbedacht hingekritzelte Versuche in Versen, die nach zwei Seiten abrupt abbrechen, - als was könnte ein solcher Ansatz gewertet werden, wenn nicht als ein Scheitern? Diese Fragestellungen sowie die äußere Erscheinung des Stücks lassen deswegen auch den Eindruck erwecken, als ob der Plan selbst in einer unabwiesbaren Hinsicht 'gescheitert' wäre. Unter dieser Perspektive lassen sich zwei leitende Fragestellungen formulieren :

1. Was hat Lessing dazu bewegt, einen solchen Stoff, den wir später noch genau zu kennzeichnen haben, zu dramatisieren?

2. Welche Anhaltspunkte könnte man erschließen, um dieses oben angesprochene Scheitern zu begründen? D. h. wo könnten die Gründe für das Scheitern liegen :

Am Plan, am Stoff selbst, am persönlichen, literarischen Werdegang des Autors, - oder gibt es noch andere Möglichkeiten?

Lessing, damals noch von dem Gedankenkomplex des Cardanus oder Nathans, d. h. religionskritischen Ideen, sowohl zeitlich als auch gedanklich-thematisch entfernt, fasst den Plan, einen Stoff aus der Osmanischen Innenpolitik und dem intriganten Machtgefüge des Serails zu dramatisieren. Die dem 'Drama-ansatz' als Stoffvorlage dienende Geschichte, der Vorfall, um den es sich handelt, liegt genau 200 Jahre zurück, wenn man von der Schaffenszeit ausgehend rechnet. Ein Vorfall, der in den europäischen Kreisen der damaligen Zeit großes Aufsehen und Staunen und auch Schrecken auslöste, weil er die vermeintlichen, bisher immer verdeckt beliebten macht-politischen Mächenschaften eines immens großen und fremden Reiches zum erstenmal scheinbar und so den abendländischen Kreisen den Blick öffnete in das Innere der Kraft, die bis an die Tore Wiens, also an die eigene Tür bedrohlich hereinreichte : Das Osmanische Reich unter Süleyman dem Prächtigen, also auf dem Höhepunkt seiner gewaltigen, seit etwa 300 Jahren überallhin expandierenden Herrschaft.

Der Stoff Zeangirs oder auch Giangirs ist unmittelbar geknüpft an den Mustapha-Stoff, beide Gestalten werden in den zahlreichen italienischen und französischen Bearbeitungen vor Lessing immer thematisch zusammengeschweißt und behandelt. Der Stoff geht auf ein Ereignis zurück, das sich im Serail des Osmanischen Reiches abgespielt und von Nicolas a MOFFAN in einem Bericht zwei Jahre nach dem Geschehen überliefert wird. Das Ereignis als solches, d. h. ohne Beurteilung und Ausschmückung ist folgendes :

Sultan Süleyman läßt im Jahre 1553 seinen erstgeborenen und beliebten Sohn Mustapha umbringen. Bald darauf tötet sich Zeangir (auch Giangir), der ebenso ein Thronwärter ist. Das sind die

faktischen, scheinbar unbestreitbaren Punkte, die auf Moffans zwei Jahre nach dem Geschehen in Europa kursierenden Bericht basieren.

In «Stoffe der Weltliteratur» von Elisabeth Frenzel (Alfred Kröner Verlag, Stuttg. 1983; S. 528 mitte) finden wir nicht nur hierauf einen Hinweis, sondern auch in dem Einleitungssatz Moffans zu seinem Bericht einem Anhaltspunkt für eine, sonderbarerweise noch immer bis in unsere Tage sich behauptete Mißdeutung eines Sachverhalts, der nun im Folgenden anhand von diversen Quellen aufgedeckt zu werden droht. Den Beginn macht die von Frenzel übertragene Behauptung Moffans :

«*Soltani Solymani Turcorum Imperatoris horrendum facinus...*»

‘Die schreckliche Tat des Kaisers der Türken Sultan Süleyman’. Aber Süleyman war nicht Herrscher der *Türken*, sondern Sultan der Osmanen, unter denen zahlreiche Volksstämme und Kulturen zusammengefaßt waren. Dieselbe täuschende Auffassung ist in einer Bemerkung Frenzels an derselben Stelle zu sehen, an der Moffan als ein «*mit den türkischen Verhältnissen vertrauter*» Mann bezeichnet wird, womit sie unkritisch diese Fehleinschätzung übernimmt. Als weitere Quelle für dieselbe Täuschung, die nun eine Steigerung erfährt, gibt die gerade aus der eben behandelten Perspektive heraus einer intensiven Kritik bedürftige Untersuchung Andrea Fuchs-Sumiyoshis «Orientalismus in der deutschen Literatur» ab, wo bereits in dem Einleitungskapitel ‘Modellkonstellationen des Orientalismus vom Mittelalter bis Lessing’ unterstrichen wird, daß um das Jahr 1770 :

«*Die Zeit der politisch-militärischen Auseinandersetzungen mit der Türkei endgültig abgeschlossen (war)*», (A. F.-Sumiy. «Orientalismus in der deutschen Literatur» Georg Olms Verlag. Hildesheim-Zürich-New York 1984, S. 43).

Diese überaus erstaunliche Feststellung Sumijoshis, die andererseits den Schauplatz des Giangir irrigerweise nach Jerusalem verlegt, wird uns bald als kritischer Ausgangspunkt dienen. Aber daß in ihr ein Staatsgebilde, das erst 150 Jahre nach dem genannten Datum, also um das Jahr 1920, ins Leben gerufen

wurde, verwechselt, ja : von einem Orientalisten in Eins geworfen wird mit dem Osmanischen Reich, dürfte nicht nur die oben erwähnte Unkenntnis hinsichtlich des Schauplatzes des Giangir-Stückes, sondern auch die parallele Ansicht Lessings, die Türken mit dem Islam stets zu identifizieren, verständlich machen, Verständlich auch, daß der Aufklärer kaum den Begriff «Türkei», sondern nur den der «Türken» verwenden konnte : Geschichtlich existiert nämlich dieselbe Bezeichnung erst seit der Gründung der Republik Türkei im Jahre 1923.

Wenn Lessing an vielen Stellen in seinen Dramen von der ihm natürlichen Gleichsetzung der Türken mit dem Islam ausgeht, so rührt dieser Sachverhalt nicht von dem Aufklärer selbst her, sondern ist ebenfalls unkritisch übernommenes Gedanken- gut, jedoch nicht unmittelbar aus einer bestimmten Schrift, sondern eher aus dem Zeitgeist, der sich aus der abendländischen, geschichtlichen Entwicklung des Türkenbildes zusammensetzt, das, wie wir sahen, sogar in wissenschaftlichen Kreisen von Heute sich weiterhin behauptet.

Wenn wir aber zu der oben zitierten Behauptung Fuchs Sumiyoshis zurückkehren sollten, so kann man zwar einräumen, daß die Feststellung hinsichtlich der Auseinandersetzungen zwischen dem Osmanischen Reich und den europäischen Mächten an sich und als solche zutrifft, jedoch hinsichtlich des Jahres, in der diese Konflikte abgeschlossen sein sollen, nicht ganz der Wirklichkeit entsprechen kann. Als Gegenbeleg dazu erinnere man sich an die zahllosen Artikel, die Karl Marx und Friedrich Engels in den 50'er Jahren des letzten Jahrhunderts verfaßt haben für diverse amerikanische und britische Zeitungen : Artikel, die zu der damaligen Zeit hochaktuelle, politische Entwicklungen und Konflikte zwischen den Osmanen/Türken und europäischen Mächten kritisch beurteilen, - allein diese Tatsache belegt, daß zumindest die politischen Auseinandersetzungen auch nach 1770 lange noch fort dauern.

Die von Sumiyoshi aufgestellte These aber widerlegt, auch wenn das Datum nicht stimmig scheint, noch lange nicht die Annahme hinsichtlich der eigentlichen Motivation für die hier diskutierte Gleichsetzung des Islam (d. h. Orients) mit den Türken,

nämlich folgende : In der oben bemerkten identifizierenden Deutung liegen politische Motive vor, die eine bis in unsere Tage fragliche Beurteilung der Türken zur Folge hat. Demnach wäre der Mord am eigenen Sohn, - der Giangir - Stoff - eine im türkischen Gesellschaftsleben durchaus gängig und natürliche Sache.

Wie sehr diese verallgemeinernde Auslegung die konkrete Wirklichkeit verfälscht, dürften hier zwei faktische Gesichtspunkte aufdecken helfen.

Der Mord an einem Familienmitglied ist nicht nur in der griechischen Mythologie - man denke an das Atriden-Geschlecht - eines der niemals durch den europäisch-abendländischen Geist verworfenen Methoden im Machtbereich des Königsgeschlechts, sondern ein allgemein menschheitliches Motiv und kann deshalb keineswegs als türkische Wesenheit bezeichnet werden. Und zweitens dürfte diesen Sachverhalt der Hinweis auf eine spezifisch dem Osmanischen Regime eigene Tatsachen enthüllen :

Bekanntlich gab es im osmanischen Serail das Haremwesen : Unter den Frauen im Harem, von denen jeweils Söhne, vor allem der erste Sohn, auf den Thron einen Anspruch hatten, war stets ein großer Intrigenkampf um die Stellung der ersten Sultanin. Und daß dabei auch ein Machtkampf unter den Anwärtern auf den Thron entstehen mußte und zahllose Thronfolger umgebracht wurden, auf die kulturelle Eigenheit der mit den Osmanen gleichgesetzten Türken und nicht auf diese machstrukturelle Konstellation zurückzuführen, scheint von einer vorultellsbereitenten Intention zu zeugen. Nicht zu vergessen wäre dabei, daß dasselbe Verhalten innerhalb einer anderen Kultur, nämlich in der griechisch - attischen, die in der Regel als die Wiege der eignen gedeutet wird, mit einem ganz anderen Maßstab bemessen wird. Insofern wird es verständlich, wenn Moffan folgende, wertende Ereignisstrukturierung und - Motivierung aufstellt, denn der Sultan muß ein Motiv haben, wenn er seinen eigenen Sohn umbringen läßt :

Der Grund für diese schreckliche Tat scheint darauf zurückzuführen zu sein, daß sowohl Roxelane, die Mutter von Giangir und intrigante, einflußreichste Sultanin im Serail, gemeinsam

mit dem ebenso noch im Einzelnen geschichtlich fragwürdigen, nicht türkischen Großvesir Rustan (Rüstem Paşa) aus Machtkalkül dem Sultan die nicht bestätigte, deshalb anzweifelbare Absicht des Sohnes der Mustapha, die Macht an sich reißen zu wollen, eröffneten, worauf der Vater, in Zweifel gestürzt, sich entscheidet, den Sohn umbringen zu lassen.

Ob der eigentliche Grund hiermit und auch mit der Mustapha vorgeworfnen Beschuldigung, um mit Frenzel zu sprechen :

«um die Tochter des Perserkönigs erworben zu haben», zusammenhängt, ist nicht auzumachen und mit Belegen zu begründen, genauswenig wie der bald darauf folgende Freitod des Halbbruders Giangir, der, wieder nach Moffan, motiviert ist durch den «Schmerz an der Leiche des Bruders» (Frenzel S. 528).

Die Motivation Roxelanes jedoch gewinnt hierbei ein Ausmaß, das der Intrige eine vollkommen andere Richtung eröffnet und sie mit Rustan in den Mittelpunkt der Ereignisse rückt, somit den eigentlichen Stoffkreis vor Augen zu führen dient. Deshalb soll, bevor auf diese innere Motivationsstruktur eingegangen wird, hier ein Hinweis auf die Herkunft sowohl Roxelanes als auch Rustans eingefügt werden, um das ganze Bild in seinen Bezügen zu enthüllen : Roxelane ist Griechin und Rustan ein Bosnier. Dieser Hinweis soll nur andeuten helfen, daß andere, geschichtliche Motivationsdeutungen in Betracht gezogen werden könnten, aber bisher nicht im Einzelnen bedacht wurden. Statt dessen lag diese folgende Auslegung nahe :

Mustapha ist Süleymans erster Sohn von einer anderen Frau des Sultans, Giangir hingegen von Roxelane geboren : Um den eigenen Sohn den Weg zum Thron zu öffnen, bringt die intrigante Sultanin den «mißtraurischen» (Frenzel) Sultan dazu, dessen eignen geliebten Sohn töten zu lassen. Und Giangirs bald darauf folgender Selbstmord hängt unmittelbar damit zusammen, denn Mustapha und Giangir sind aneinander hängende Halbbrüder.

Wie es um die Stichhaltigkeit diesser stofflichen Strukturierung steht, werden wir bald sehen, vorher soll aber das Ereignis im Hinblick auf die Zeitgenossenschaft geortet werden, denn Les-

sing wird wohl vor allem der etwaige Eindruck gelockt haben, den diesser Stoff in einer Zeit der :

'politisch - militärischen Auseinandersetzungen' zu Machen versprach. Außerdem lagen in dem Fall des *Giangir* - Stoffes italienische und französische Bearbeitungen dem jungen Dramatiker vor. Hiermit scheint die erste Frage beantwortet :

Es muß Lessing also in diesser politisch delikatzen Zeit vor allem der Aspekt der Eindrücke zu dem Plan verlockt haben : Jene eventuellen Eindrücke, die zu der damaligen Zeit auf die europäischen Geister eingewirkt haben müssen, und die nur vage nachvollziehen zu können man sich in die Gemüter jener Zeit versetzen muß : Erstaunen, Schrecken und heimliche Bewunderungsgefühle gegenüber dem Fremden, das jenseits des allein Exotischen lag. Um was es in diesser Annäherung aber geht, ist nicht nur diese Bewunderung, diese heimliche *'Xenophil'* hervorzuheben, sondern auch einen Hinweis auf die Schlüsse zu geben, die diesser *'Fremdenangst'* entspringen, die Reaktion, die auf die Nachricht und bereits in der Nachricht erfolgt.

Ist es also in den oben bezeichneten Zusammenhang zulässig davon auszugehen, daß die wirklichen Vorgänge mit ihren kulturinternen psychologischen Motivationen unverfälscht interkulturell vermittelt wurden, oder je werden können? Eine solche Frage zu stellen scheint im Zusammenhang des gegebenen Themas hinsichtlich Lessings *'Versuch eines Trauerspiels'* zunächst von geringem Belang zu sein, aber zu bedenken wäre hier doch, wie der Autor und mit welchen vorgefassten Vorstellungen, die wiederum aus bestimmten *'Vor-bildern'* sich zusammensetzen, an den Stoff, der auf einer bereits ungeprägten Nachricht beruht, herangeht, notwendiger - und natürlicherweise heranzugehen hat aufgrund der immanent *'manipulierenden'* Nachrichtenquellen. Daß diese Bedenken gerechtfertigt sind, sahen wir bereits in der unkritischen Übernahme der Identifikation des Islam mit den Türken durch Lessing, wozu hier nun ein konkretes Beispiel angeführt werden soll :

«Daß der Christ, bei der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewin-

nen kann; daß sie nicht nur, nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.»

Der Christ, der Heide, der Jude und der Türke, - das ist eine Aufreihung parallel gedachter Elemente, wohl gemerkt von dem humanistisch - aufgeklärten Lessig, ein Denken, das sich bis Luther zurück verfolgen läßt. - Weshalb wir keine Stelle aus dem Nathan zitiert haben, wo ja bekanntlich auch dergleichen Geleichsetzungen des Islamischen mit dem Türkischen zu finden sind, wird verständlich, wenn man bedenkt, daß es sich dort um ein dramatisches Werk handelt, wo der Autor ja niergends und doch überall zu orten, somit auch nicht einen bestimmten Gedanken autorisierbar ist. Aber daß diese Haltung äußerst bedenklich ist, wird leicht nachvollziehbar sein. Zu bedenken nicht zuletzt deshalb auch, weil Sumiyoshi in Bezug auf Lessing und seinen 'Nathan' den Begriff der «*sympathischen Identifikation*» mit dem Orient verwendet. (S. 42).

Auf diesem Punkt soll später noch einmal verwiesen werden, wenn von 'Nathan' die Rede ist. Auffallend ist der Anhaltspunkt, daß auch im Falle des bekanntlich positiv-objektiv gegenüber dem Orient stehenden Lessing Zweifel angebracht sind hinsichtlich der objektiven Stoffübernahme überhaupt.

Wenn nämlich von Interkulturalität auf der Basis der Literatur die Rede ist, so scheint, wo Medien bei der Übertragung von Motiven und Bildern wirksam sind, keine Zeit von dieser manipulierenden Übertragung der 'Bilder' und 'Motive' frei und davor gefreit zu sein, eine immanente Verfälschung zu verhindern, denn die jeweils spezifisch - kulturinternen Motivationen und internen Relationen bestimmter Verhältnisse können nicht mit übertragen werden in das andere Vorstellungsgefüge. Und ohne eine solche 'Hintergrundshermeneutik' mangelt dem bestimmten Bild der eigentliche interne Bedeutungskomplex und dessen alle etwaigen und möglichen Rezeptionsebenen. - Diese Prämissen müssen stets mitgedacht werden, wenn es nun darum geht, die Frage zu beantworten, warum Lessing den Plan nicht ausführen konnte: Hierzu stehen zwei Lösungen offen: a, Es können dramatische Mängel in der Anlage vorhanden gewesen sein, oder.

b, die Ahnung Lessing, daß der stoffliche Hintergrund die gedanklich-immanente Weite des Stoffes derselben Anlage nicht entsprach. - D. h. Stoffverfehlung.

Wenn wir nun wieder zu der auf Moffan basierenden Stoff-Auslegung zurückkommen, so ergeben sich klare Widersprüche, die nun im Einzelnen zu erörtern sind :

Der im Nachhinein, mit großer Wahrscheinlichkeit erfundenen Motivation für den Selbstmord Giangirs liegt wiederum dem westlichem Denken eigne kulturinterne, nämlich romantisch - idealisierende Deutung des Vorgangs zu Grunde, welche aber nicht stichhaltig wirkt vor der kulturinternen Wirklichkeit weder des türkischen noch osmanischen Lebens, in dessen Wirklichkeitsbezügen eine solcherart motivierte Tat undenkbar wäre : Giangir müßte, falls er an seinem Bruder wirklich mit der 'idealen Liebe' hinge, aus dem spezifisch orientalisches-kulturellen Verhaltenskodex heraus die Tat rächen, nämlich direkt an den jeweils Verantwortlichen, also am Sultan, seinem Vater, womit eine andere tragische Konfliktsituation gegeben wäre, welche aber in keinem der zahllosen Bearbeitungen, in der Lessings nicht, wahrgenommen wurde.

An dieser Stelle nun scheint der Übergang von der stofflichen zur dramatisch formalen Behandlungsproblematik des Stoffes und der Motive sich zu befinden :

Lessing gründete den Stoff auf einer 'idealisierenden' Basis mit Intrigen, die nicht stichhaltig genug sind, und konnte auf diesem Grund die dramatisch formale Spannung nicht bewerkstelligen, auch und erst gerade nicht durch folgenden überspannt-un glaublichen Intrigensatz :

Mustafa soll, wieder nach Roxelane selbst - um Roxelane geworden und ihr zweideutige Anträge gemacht haben, worauf der Sultan in die ihm ganz und gar nicht stehende Rolle des aus Eifersucht rasenden Ehemannes herabgewürdigt wird. Die Tat des Sultans an seinem Sohn wird also somit motiviert auf eine Liebeshandelintriges,- ein stofflicher Ansatz, der nicht nur jede dramatische Bearbeitungsmöglichkeit verweigert, sondern in sich jeder Stichhaltigkeit entbehrt : Ein Herrscher, gerade aus einem erfolgreich abgeschlossenen Feldzug vom Balkan zurückgekehrt und

gerade dabei, dem mächtigen, stets feindlich gesinnten Nachbarn Iran den Krieg zu erklären, läßt sich von den vagen Andeutungen seiner Frau dazu verleiten, seinen geliebten Sohn und ersten Thronfolger umbringen zu lassen, und das nur auf die folgende, vor diesem Hintergrund eher belustigend klingende von Roxelane übermittelte Charaktereigenschaft hin :

«*Wie leicht läßt er sich führen!*» (Giangir, 1. Auftritt) Insofern hat diese deutende Motivation zur Folge, daß nicht nur eine solche tragische Verknüpfung wie die Giangirs mit seinem Vater, verschluckt und übergangen wird, sondern auch und damit kausal verknüpft, daß die türkischen Verhältnisse auf die eigene kulturelle Anschauung herabgemindert, ja geradezu verdreht wird.

Wie man sehr leicht nachvollziehen wird, steckt in den Stoff an sich nicht nur ein dramatischer Ansatz (Vater-Sohn Konflikt), sondern darüberhinaus etliche Möglichkeiten zur Aufführung der Tragödie, die teils um die Figur der Roxelane, teil um jeweils Söhne angelagert sind. Geeigneter zur dramatischen Ausführung könnte eigentlich kein Stoff sein, sofern man ihn nämlich real und aus der kulturintern-türkischen Sicht angeht. Also muß das Scheitern des Planes, diesen Stoff zu dramatisieren, auf das Vorhandensein eines interkulturell unüberbrückbaren Abgrunds zurückzuführen sein.

Woher könnte diese herrühren? Lessing hat den Stoff auf der falschen Beurteilungsebene angefasst : Giangir, nicht idealisiert, sondern real, wäre dramatisch leichter zu bewerkstelligen gewesen, also liegt eine gegenseitig kausal sich bedingende Mißdeutung des dramatischen Entwurfs mit dem stofflichen Gehalt des Ereignisses vor : Also Stoffverfehlung. Ein stichhaltiger Anhaltspunkt für diese Stoffverfehlung findet sich in einer Bemerkung Lessing, die in der Rezension zu dem Soliman II von Favart macht. Dort heißt es :

«Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben... Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot seyn. Dem Türken, der nur sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beyfallen, die eine verwöhnte Euro-

päische Einbildungskraft damit verbindet.» (zitiert aus Fuchs-Sumiryoshi, s. 38)

Eine durchaus gewagte Behauptung, und zwar aus zweierlei Gründen: Erstens übersieht Lessing in der offensichtlichen Anlehnung an die Poetik von Aristoteles völlig, daß dieser an der Stelle, wo er die «Gleichmäßigkeit» der Charaktere behandelt, in erster Linie die stoffliche Treue zu dem im Mythos festgesetzten Typ, und in zweiter Linie erst die Gleichmäßigkeit der Figur in sich selbst meint. Und zweitens liegt gerade aus dieser Perspektive ein von Lessing in den Charakter des Sultan Süleyman, der ja ein 'Türk und Despot' sei, hineingetragene Qualifizierung, die sich auf nichts stützt als auf eine Annahme oder einen Glauben, um es noch gemildert auszudrücken.

Daß die hier selbstverständlich hingenommene immanente Verurteilung in dem Begriffspaar 'Türk und Despot' auf nichts weiter gestützt wird, könnte vielleicht als ein Lessingsches Vorurteil angesehen werden, aber daß im Weiteren derselbe Despot nur zu einer 'sinnlichen Liebe' fähig wäre, ist doch an den Haaren herbeigeht und scheint eine pure Überheblichkeit des abendländischen gegenüber dem östlichen, barbarisch gedeuteten Menschen zu sein. In diesem vorgefassten Gedankenkomplex steckt so viel Mißdeutung, daß es nun nicht mehr verwundern wird, daß Lessing den eigenen Plan zu seinem Drama nicht bewerkstelligen konnte:

Hätte Lessing den Stoff vorurteillos behandelt, d. h. aus dem kulturinternen Kausalzusammenhang heraus gedeutet, und seinen Plan nicht auf die Wirklichkeit jener kulturinternen Verhältnisse vereinfachend verfälschende, idealisierende Auslegung begründet, er hätte den Plan leicht und mit Erfolg ausführen müssen.

C — «MINNA VON BARHELM»

Bereits 15 Jahre nach dem *Giangir* schreibt Lessing das für die deutschen Bühnen unentbehrliche, schöne Lustspiel «*Minna von Barnhelm*» in dem, vor allem im ersten Akt, ein auf die Person des Wachtmeisters Paul Werner bezogener, bekannter Topos «Krieg wider den Türken» zwar zur Sprache kommt, aber im

ganzen Stück nur eine skurril-eigentümliche Charaktereigenschaft der genannten Figur näher beleuchten hilft, also kein stoffliches, noch auch dramatisch-formales Gewicht auf das Stück besitzt. Im weiteren wird auch sonst keine Thematik hinsichtlich des Orients oder des Islam in irgendeiner Weise zur Sprache gebracht. Eher könnte man von einem Vorurteil gegen die Franzosen und Frankreich in dem Stück reden, welches sich in der Figur des Riccaut konkretisiert.

Man merkt in diesem Stück Lessing aber andererseits doch die erweiterte Weltansicht und Menschenkenntnis im Allgemeinen an, wobei in diesen mit größter Wahrscheinlichkeit auf die intensivierte Beschäftigung mit dem aufklärerischen Frankreich zurückzuziehende Einflüsse festzustellen wären.

Trotz dieser im Grundgefüge des Lustspiels angelegten Distanz zum Orient-Motiv begegnen wir in der Person des Wachtmeisters Paul Werner und einigen, an verschiedenen Stellen wiederholten Worten einer Gesinnung hinsichtlich der Türken-Auffassung, welche kurz behandelt werden muß, weil es nicht so sehr das Lesensche als das zeitbedingte Denken über die Türken aufdeckt.

Paul Werner ist ein unverbesserlicher Veteran und preußischer Soldat bis ins Mark und Blut, ohne Krieg scheint für ihn kein Dasein und Leben möglich, weshalb er sich in den Kopf gesetzt hat :

«Nach Persien (zu wandern), um unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Heraklins, ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen» (Ak 2, Sz. 1).

Zu Prinz Heraklins II wäre hier nur kurz anzumerken, daß er König von Georgien war und sein ganzes Bestreben dahinauslief, das Osmanische Reich mit Hilfe europäischer Mächte vom östlichen Flügel her, also von Persien her zu schwächen.

Diese im ganzen Lustspiel eher wie eine fixe Idee Werners von demselben wiederholte Anspielung auf die Türken als militärische Feinde dürfte seine Ursache in der Tatsache haben, daß auch damals nicht nur für Preußen, sondern vielmehr für das Habsburger Reich das Osmanische Reich eine Bedrohung und stets aktu-

elle Krisenquelle darstellte. Lessing benutzt dieses Motiv zwar ohne daß er es ausbaute und für einen dramatisch-formalen Zweck überspannte, aber unvermeidlich scheint es doch im Besonderen hinsichtlich der Zuschauer zu sein, an ein bleibendes Motiv erinnert zu werden. Vor allem die Anspielung mit dem türkischen Säbeln, die mit Diamanten besetzt seien (1. Akt, 3. Szene), trägt nicht minder zu einer motivbildenden Kontinuität bei.

Auch wenn durch diese eher periphere Randfigur das Bild des etwaigen Feindes (neben Frankreich, das vielleicht noch mehr für Werner natürlich! - ein militärischer Feind ist) stets wach gehalten wird, hilft aber andererseits diese Haltung Werners der Hauptfigur Tellheim, ebenso, aber abgedankter, Offizier, sein eigenes Ideal hinsichtlich eines häuslichen, friedlichen Lebens anti-ästhetisch zum Ausdruck zu bringen, wobei man davon ausgehen darf, daß Lessing eher diesem Ideal als dem des Werners zugeeignet ist.

D — «ERNST UND FALK» :

In einer Hinsicht können wir hier die Brücke schlagen zu dem dialogischen Diskurs «Ernst und Falk» aus dem Jahre 1778, also dem Entstehungsjahr des Nathan. Die Brücke ist nämlich gespannt zwischen der Figur Tellheim in der «Minna» und dem Falk in dieser Schrift : Es hat den Anschein, daß Lessing bereits ein Jahrzehnt vor der Niederschrift des «Ernst und Falk» das Bild eines Freimaurers vor Augen gehabt hatte, als er den Tellheim entwarf. Denn die Charakterisation dieser eigentlich doch sehr «ungesellschaftlichen», «sozial und politisch extrem freigesinnten» Figur hat durchaus etwas von dem Freimaurertum, das im «Ernst und Falk» als Lösung des letzthin Menschlichen angepriesen wird. Falk zeichnet das Freimaurertum denn auch als etwas, das nichts Willkürliches und auch nichts Entbehrliches im menschlichen Dasein haben. Zugespitzt formuliert er es im Sinne eines Existentialia Humana schließlich folgendermaßen :

«Die Freimaurerei war immer» (S. 601).

Der Dialog hat zum Zweck, eben diese notwendige und unentbehrliche Eigenheit des Freimaurertums zu veranschaulichen. Vor

diesem Hintergrund allein vermag eine Spurenlese des Orient- und Türkenbildes in diesem Werk zu legitimieren sein. Also : Eine Parteinahme hinsichtlich irgendeiner Religion steht ganz außer Diskussion, was ja schon durch die zeitliche Nähe zum Nathan widersprüchlich erscheinen müßte.

Aber ob andererseits Motive und Vorstellungen hinsichtlich des Orients und/oder der Türken übermittelt, weitergetragen und bewertet werden, - das soll nun kurz durchleuchtet werden :

Innerhalb der Diskussion über die beste der menschlichen Einrichtungen, d. h. dem Humanum an sich nächste und somit alle Menschen verbindende Lebensform kommen die beiden Gesprächspartner auch zu der Feststellung, daß dieses - das Gesellschaftliche, welches zu ihrer «Glückseligkeit» fördernden Einfluß hat, zugleich die Menschen voneinander trennt, denn :

«Viele von den kleineren Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben.» (S. 160).

Dieses Argument, das von Falk angeführt wird, um die Vorzüge des Freimaurertums, das alles Gesellschaftliche und somit dem Staatsgebilde eigene Verständnis zu widerlegen, eröffnet der Diskussion das Feld, wo nunmehr Fragen hinsichtlich der Religionsunterschiede zur Sprache kommen. Es steht, wie bereits formuliert, außer Diskussion, daß Lessing, vor allem im Namen Falks redend, für keine der Religionen, sondern eben für außerreligiöse, d. h. freimäurerische Lösungen und Ideen und somit für eine Gleichstellung und -berechtigung aller Religionen untereinander plädiert. Dennoch läßt er Falk gleich im Anschluß an den oben zitierten Gedankengang folgende Schlußfolgerung ziehen :

«Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen sein.»

Dieselbe Bezeichnung wird gleich noch einmal benutzt, womit nur gezeigt ist, was wir bereits festgestellt, aber noch nicht ausdrücklich benannt haben : Nämlich die Tatsache, daß Lessing

trotz seiner Aufgeklärtheit und seines offensichtlichen Freimaurertums von dem Widerspruch nicht frei ist, eine vorurteilswillige und -bereite Vorstellung hinsichtlich eines kulturellen Gebildes, nämlich des Türkentums, aufzugeben oder zu rektifizieren. Dabei erfährt die Religion selbst, die damit geistig als unlöslich verbunden angenommen und vorausgesetzt wird, ja keine ausdrückliche Herabwürdigung oder Beurteilung.

Also darf man einen Leitsatz aus dem «Ernst und Falk» auf Lessing selbst anwenden, nämlich :

«Ernst : *Bloß zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.*

Falk : *Ich dünke! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaften hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu sein aufhöret.»*

Durchaus zu wünschen, zumal in dem oben angeschnittenen Fall, wo ein «Vorurteil der Völkerschaften» unkritisch übernommen und weitergetragen wird. - Und weiter zu wünschen wäre :

«... daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteil ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen; nicht glauben, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.» (S. 613).

— Dieser sonderbare Widerspruch, wir haben es gesehen, dieses Falsch-Wissen eines Sachverhaltes resultiert ja nicht von Unkenntnis, sondern von einem sowohl politisch als auch religionsbedingten Vorurteil, von welchem Lessing sich trotz seiner kritischen Haltung einfach nicht zu lösen vermag.

Wie läßt sich dieser Widerspruch auflösen? Es scheint keine solche Lösung möglich, vor allem wenn man bedenkt, daß Lessing wohl gegen Ende seines Schaffens ein solches bekenntnishafte Zeugnis seines Denkens ablegt, das er nicht mehr überbieten wird können. Es, dieses Zeugnis, darf also durchaus im Zusammenhang als die äußerste Grenze in Lessings Weltanschauung angesehen werden. - Ein Grenzdenken in seiner Zeit.

E — «NATHAN» UND «DIE RETTUNG DES CARDANUS» :

Auch dessen reinsten gestalterischen Ausdruck finden wir in den beiden Werken, zu denen wir nun schließlich zu sprechen kommen : Auf den Nathan und den Cardanus.

Sicherlich muß nicht ausführlich über die kritische Vorphase Lessings geredet werden, wo der ansteigende theologisch-philosophische Streit zwischen dem Dichter und manchen Theologen dazu beitrug, eine Atmosphäre zu schaffen, in der eine Umschichtung eines hinsichtlich des Islam despotisch gedeuteten Religionsbildes in eine eher mildere Auslegung als einer gleichberechtigten Religion sich zu vollziehen begann. Aber zur gleichen Zeit fehlt die eigentlich damit notwendige und konsequente, adäquate Umschichtung oder eigentlicher Rektifizierung des Türkenbildes. Entwürfe und Reflexionen innerhalb des religions-kritischen Bestrebens lassen also eine neue dynamische Eigenentwicklung der Islam-Vorstellung entstehen, während das Verständnis hinsichtlich der Türken-Vorstellung in diese Dynamik nicht einbezogen wird. Spuren zu diesem Sachverhalt eben sollen nun abschließend in einem sowohl Nathan als auch jene genannte theoretische Schrift vermengenden Zusammenhang behandelt werden.

Zunächst ist festzuhalten, daß im «Nathan» der Stoff selbst nicht ausschließlich dem Orient angehört, auch wenn der Schauplatz, wie wir sehen werden, aus anderen Gründen als aus Stofftreue in Jerusalem, also im Orient ist. Dieser Aspekt, daß im Nathan nicht alleine ein orientalischer Stoffkreis behandelt ist, mag einen großen Beitrag dazu geleistet haben, daß die Geschichte um einiges leichter und erfolgreicher zu dramatisieren gewesen ist. Im Falle Giangir hatten wir gesehen, daß Lessing gerade darin Schwierigkeiten hatte, den Stoff überhaupt unbeeinflußt aufzunehmen und ihn dementsprechend zu bearbeiten.

Es ist bekannt, daß Lessing in verschiedenen Briefen aus jener Zeit, wo er an dem «Nathan» arbeitete, selbst meldet, es ginge ihm bei dem Verfassen des Stücks lediglich darum, die religionskritischen Gedanken, die er in den «Wolfenbütteleer Fragmenten» vorher veröffentlichen konnte, auf deren Veröffentlichungsverbot hin in der Weise zum Ausdruck zu bringen, daß es ihm gelang,

«den Theologen einen ärgern Possen zu spielen als noch mit zehn Fragmenten» (an seinen Bruder Karl, 11. August 1778, Zitat aus dem Nachwort in der Reclam-Ausgabe).

Wichtig bei dem Unternehmen des Nathan scheint also nur das tiefer liegende Motiv, die Auseinandersetzung mit dem Christentum fortzuführen, und diese Auseinandersetzung bleibt diesmal nicht, wie in den «Fragmenten» kritisch auf die Bestimmung gewisser 'gedanklicher Mängel' des Christentums beschränkt, sondern weitet sich unter der Einbeziehung der gestalteten und zur Anschauung gebrachten übrigen Religionen in eine scheinbare vergleichende und sich gegenseitig erhellende Grunddiskussion über Theismus schlechthin aus. Der Nathan hat keineswegs nur eine 'Kritik eines bestimmten Theismus' zum Inhalt, ganz und gar nicht, - dies dürfte außer aller Diskussion stehen und bereits geklärt sein, so daß wir davon ausgehen können, daß der stoffliche Grundgehalt des Stückes jedermann bekannt ist. Wir wollen uns vielmehr der Frage widmen, inwiefern und ob Lessing eine im Vergleich zum *Giangir* bewußtere und vorurteilslosere Annäherung an den Motivkreis 'Orient' im Nathan zeigt. Daß es ihm inzwischen gelang, sein orientalisches Weltbild um ein immenses Stück zu erweitern, ja sogar bis zu einer «sympathischen Identifikation» (Sumiyoshi) auszubauen, dürfte, vor allem wenn man die beiden Schriften «Rettung des Cardanus» und «Über die Deisten» noch einmal vergegenwärtigt, klar und außer Diskussion sein.

Es könnte nämlich sein, daß gerade trotz dieser sympathischen Identifikation es Lessing nicht gelang, eine dementsprechend adäquate Behandlungsmanier des ihm überlieferten Motivs zu erreichen, d. h. daß er trotz seiner nun inzwischen ideell ausgeprägteren, 'freieren' Orientgesinnung doch nicht ganz und gar frei war von der Gefahr, das Motiv als solches auch aufzufassen.

Zunächst soll ein sehr augenfälliger Widerspruch zu Sprache gebracht werden, einer, der sich auftut, wenn man den Nathan und die Rettung des Cardanus gegeneinander hält :

Dort sehen wir ihn als freigesinnten, ganz und gar undogmatisch kreativen Bildner einer Lebensform, in der allen theistischen

Anschauungen in gleicher, gerechter Weise Genüge geleistet wird, hier aber einen, um hier noch vorsichtig zu nennen: 'eifrigen' Verfechter des Christentums und deren Wahrheitsanspruch gegenüber den übrigen Religionen. Doch dies Verfechten führt er nicht in eigenem Namen, sondern verteidigt Cardanus (16. Jh.) gegen die Angriffe seitens bestimmter Kirchenkreise, und das dermaßen geschickt, daß man sich wohl die Frage stellt, ob auch in diesem Widerstreit nicht zwei gegensätzliche Parteien die Feder führten für zwei grundverschiedene Religionen. Aber dem ist nicht so, Lessing verteidigt im Namen Cardanus, oder eigentlicher: dessen Lehren gegen Vertreter derselben Religion. Das wäre der erste verwunderliche Aspekt, der sich noch verschärft, sobald man den aus derselben Zeit stammenden Dialog «Ernst und Falk» von seinem Inhalt her in Erinnerung rufen sollte.

Der zweite ist um so tiefreichender, als mit ihm in die Diskussion die Einbeziehung der übrigen Religionen zu treten habe oder nicht, kurz: Ob es dienlich, legitim, zulässig und auch gerechtfertigt sein könne, daß man bei der Erörterung der Beweisgründe hinsichtlich der Wahrheit des Christentums die der übrigen Religionen einbezieht, um dadurch das Christentum noch klarer fassen zu können. Aber schon hier beginnt die Problematik aus den Händen und Fugen zu geraten, denn wie und mit welcher Absicht Cardanus die Vergleichung der Religionen untereinander gemacht habe, - das erfahren wir nur auf dem Wege über die interpretatorische Deutung der Schriften durch Lessing in eben dem genannten Buch. Hier spricht Lessing ganz deutlich dem Cardanus das Wort in den Mund, daß die Vergleichungsmethode, die seitens der Kirche und ihrer Wortführer gerügt wird, nur dazu dienlich sein könne, das eigentliche Übergewicht der Wahrheit des Christentums gegenüber den übrigen Religionen gerade vermittels der Bloßlegung der Schwächen der letzteren zu unterstreichen.

Ob aber Cardanus gerade und nur mit dieser Absicht bestimmte Stellen in einem Buche - dem «de subtilitate» - der Darlegung des Judentums, des Heidentums (gemeint ist der griechische Polytheismus) und des Islam widmet, geht nicht so klar und implizite, sondern nur durch Interpretationkunst Lessing, also explizite hervor.

Doch das Allererstaunlichste ist gerade diese Verteidigung Cardanus' selbst durch Lessing, die ganz unlessingsche Färbung und Gedanken beinhalten, worauf wir anschließend noch zu sprechen kommen werden, wenn wir auszugsweise Stellen anzuführen haben, die zwar alleine schon für sich sprechen, jedoch erst vor dem Hintergrund der Anschauungen des Nathan immense Widersprüche, die bis in die Persönlichkeit Lessings hinreichen, eröffnen. Dabei gelangt man an einen Punkt, wo das Problem beginnt, Lessing als Zeitgenosse der Aufklärung zu identifizieren, zu orten und sein, sonst so prägnantes Bild noch klar zu halten, denn in dieser Schrift verwischt es sich auf eine Weise, daß es schwer fällt, ihn als ein kosequentes Wesen, durch eine klare Biographie gestützt, anzusehen.

Denn gleich von Anfang der Schrift an eröffnet sich gerade in einem Aspekt ein dem Natanschen Grundgedanken widersprechender Teilaspekt, wozu eine bestimmte, sehr vielsagende Stelle zu zeigen ausreicht :

Die Stelle wird eingeleitet durch eine allgemeine Diskussion über die Gefahr, die, vom christlichen Standpunkt betrachtet, anderen Religionen mit dem Christentum gleichermaßen als Objekte aufzufassen. Lessing verteidigt Cardanus diesbezügliche Haltung gegen seine mißgünstigen Ausleger, die ihm diese Verfahrensweise als Atheisterei vorwerfen, dadurch, daß er von den Lesern fordert, daß :

«sie sagen sollen, ob einer von allen den unzählbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr oder eben dieselben Gründe stärker vorgetragen hat, als er» («Rett. d. Card.» Seite 294 mitte),

Und dieser strebt ja in der Vergleichung der Religionen die Wahrheit der christlichen Religion zu finden, was für jene Gottesgelehrten eine Gefahr dafür bilde,

«einen bessern Glauben für einen schlechtern fahren zu lassen» (S. 294 oben).

Aber diesem Vorbehalt entgegnet Lessing mit einer freilich sehr spitzfindig klügelnden Gedankenakrobatik, welche zumal auf den Gehalt des Nathans bezogen, heute eher ironisch und pragmatisch zugleich klingt :

«Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilands setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr, kann nichts sein; und auch die Verleumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unsinn, und auf der andern Seite nichts als Vernunft sehe. Was folgt also daraus? Daß der Christ, bei der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß sie nicht nur, nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.» (S. 294).

Diese Sätze wirken durchaus wie eine Schelmerei Lessings, wenn man sich der Grundideen des Nathan erinnert, auf die wir eingangs hingewiesen haben und in diesem gegenwärtigen Zusammenhang nicht ausführlicher zu sprechen brauchen. Interessant nämlich wird es erst im Verlauf des Cardanus :

Denn an der Stelle, wo Lessing über die Form der Vergleichung Cardans sinniert, nachdem er ein langes Stück aus seinem Buch zitiert hatte, stellt er fest, daß durch die eher historische Vergleichung der Wunder Christi mit denen Mahomets jene immer an Glaubwürdigkeit diesen übertreffen würden, denn : *«sie (sind) wirkliche Wunder ... und ... als solche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftigt worden. Er (Cardanus) unterscheidet sie also von den Täuschereien eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwissenden Pöbel das Seltene für das Göttliche und das Künstliche für das Wunderbare verkauft.»* (S. 295).

Es sind dergleichen 'unlessingsche' Stellen noch so viele, daß diese für alle stehen können. Aber was bezweckt Lessing eigentlich mit dieser, auf Cardanus rückbezogenen, scheinbaren Verherrlichung der Beweisgründe der christlichen Religion gegenüber den anderen «Täuschereien» der andern Religionen? Widersprechen diese Zeilen und Gedanken dem Grundgehalt des Nathan nicht?

Ist Lessing also doch kein humanistisch aufgeklärter, freigesinnt und - denkerischer Religionskritiker?

Ist es nicht zulässig, denjenigen, der die obenstehenden Gedanken formuliert, für einen 'christlichen Ketzler' zu halten, also zu meinen, Lessing wäre insgeheim einer gewesen? Welcher logische Schluß muß denn gezogen werden aus der oben zitierten Stelle, wo von dem «wahrer als wahr, kann nichts sein» die Rede ist. Ist Lessing denn dermaßen der logischen Gesetze unbewußt, daß er die gegenteilige logische Schlußfolgerung seiner Logik nicht zu bedenken vermag? - Denn diese würde bedeuten :

«Ist das falsch, wird jenes wahr.» Also könnte auch keineswegs, auch wenn es zutreffen sollte, daß die übrigen Religionen 'falsch' sind, daraus die logische Schlußfolgerung gezogen werden, daß das Christentum unbedingt das Wahre darstelle. Lessing hätte diese sehr auffällige gedankliche Plumpheit sicher nicht begangen, und daß diese verquere Logik dem Cardanus, auf den er sich ja von Anfang an bezieht, zu danken sei, muß auch außer Betracht liegen, denn Cardanus interpretiert nicht, sondern schildert lediglich die diversen Merkmale der Religionen untereinander.

Es hat also den Anschein, daß Lessing mit der Verteidigung des Cardanus eine eigene Sache zu verteidigen bezweckt, und da nun seine Werke vor uns liegen mit aller Deutlichkeit der inhaltlichen Aussage, ist dieser sehr gründliche Widerspruch nur dadurch zu lösen und aufzuschließen, daß man die oben zitierten Stellen als Ausdruck einer «pragmatischen Ironie» wertet und dahinter die eigentliche Aussage und den Zweck zu finden versucht. Hier eröffnen sich zwei Lösungsmöglichkeiten des Widerspruchs : Entweder liegt die gedankliche Inkonsequenz im Nathan, oder aber in der theoretischen Schrift.

Daß der 'Schein' im Nathan, die wirkliche Gesinnung Lessings aber in den oben stehenden Zeilen zu orten sind, darf als unwahrscheinlich angenommen werden. Denn Werke sind eben dadurch auch unverfälscht und eindeutig, weil sich in ihnen die Parteilichkeit des persönlichen Staatsbürgers, religiös bestimmten Gläubigen usw. in der absoluten Unparteilichkeit des schöpfe-

rischen Individuums, das der Wirklichkeit dient, aufhebt und - löst. Insofern dürfte das kritische Interesse sich auf die theoretische Schrift konzentrieren :

Mit der Schrift bezweckt Lessing einen ganz bestimmten, pragmatischen Schritt, welchen, das wäre sehr leicht herauszufinden und durch verschiedene Bezüge zu begründen. Aber ohne den Weg weiterzuverfolgen und die Sache zu verästelten, ist es durchaus legitim, die implizite Unlogik und deren Offensichtlichkeit dahinaus zu interpretieren, daß Lessing durch diesen 'Streich' seine dogmatisch starre Mitwelt, die klerikale, christliche Dogmatik als solche, in der Person von diversen Pastoren und Theologen, in die Irre zu führen sucht, also ein 'Täuschungsmanöver' gegen die Repressalien, die ihm in Form von Veröffentlichungsverbot drohen könnten, wie es ja im Falle der «Fragmente» der Fall gewesen war.

Ein Trick, wodurch freilich die Beschäftigung mit den übrigen Religionen überhaupt und ungestört möglich gemacht worden wäre. Und innerhalb dieser tolerierten Auseinandersetzung mit den übrigen Religionen, so vielleicht die hintergründige Absicht Lessings, würde das dogmatisch starre Denken christlicher Kreise sich von selbst durch das Gegenbeispiel auflösen, d. h. an Toleranzfähigkeit gewinnen.

Diese Absicht scheint das naheliegenste zu sein, denn ein solch durchtriebener Christ hätte Lessing nicht sein können, wenn er überhaupt Christ oder ein Gläubiger schlechthin in dem Sinne gewesen war, daß er die feinsten Schliche und Methoden, die anderen Religionen und ihre Schwäche bloßzulegen, ersinnen sollte, wozu Cardanus ihm als ein Lehrmeister und Wegweiser zu dienen hätte, - ist das legitim und nachvollziehbar?

Weder Cardanus war ein Eiferer des Christentums, noch Lessing ein Eiferer Cardanus'. Also muß man sich eine andere, - vielleicht machtpolitische, Konstellation der Kräfte vorstellen, um die Lessingsche Verteidigung des Cardanus' in seinem wahren und wirklichen Rahmen und Aspekt zu verstehen :

Und das wäre ganz schlicht ein vordergründiger Kampf um die Argumente für und wider die Stichhaltigkeit und monoisti-

sche Wertigkeit des Christentums gegenüber den übrigen Religionen.

Nur unter diesen Gesichtspunkten scheint die vordergründige Widersprüchlichkeit, die sich aus den oben zitierten Stellen reziprok zu den Werken Lessings ergeben, verständlich als ein ironischer Pragmatismus, eine Methode, zur Überredung, nicht Überzeugung dienlich. Um dies ganz nachzuvollziehen, wollen wir nun wieder zurückkommen zu dem Grundgehalt des Nathan, um eben das oben widersprechende klar herauszukristallisieren :

Wenn nun im «Nathan» die Absicht Lessings eine religionskritische Grundlage besitzt, so darf der Stoff, den er im «Decamerone» von Boccaccio fand, nicht allzusehr erstaunen : In der Wahl eines Ortes und einer Begebenheit, in der all drei 'großen' Religionen ineinander verknäult sind, gerade in der Wahl dieses Stoffes aus theistisch-vielgestaltigen Jerusalem ist die Vorlage dafür gegeben, eine umfassende Religionskritik anzubringen, ohne eine von den großen Religionen den anderen vorziehen zu müssen. Hier wäre nun die Gelegenheit gegeben, das Christentum in der Weise gegen die anderen Religionen auszuspielen und zu verherrlichen, wie es hintergründig in der «Rettung des Cardan» als Methode angewiesen worden war, - jedoch findet dergleichen Bewertung an keiner Stelle des Stückes statt, - ganz im Gegenteil, der Schauplatz dient ausdrücklich für die Vielgestaltigkeit und Toleranzfähigkeit der Religionen untereinander, ja ihrer gegenseitigen Gleichwertigkeit vor dem freien, denkenden Individuum.

Und innerhalb dieses Rahmens müssen die Charaktere, ihre Beziehungsstruktur untereinander und das dahinter liegende Ideengeflecht gedeutet werden, was ja bereits geklärt und unternommen worden ist in diversen Gehalt-Analysen.

Vor diesem Hintergrund bewegt sich die Zeichensprache des Dramas, und deshalb ist jedes verwendete Zeichen aus dem östlichen Denken und ihrer Kultur nur sekundär aufzufassen, und nicht für sich zu denken. So haben die Eigennamen nur einen die jeweilige Figur bestimmenden Charakter, also Al-Hafi, Saladin, Sittah und Melek; die Berufsbezeichnungen oder auch Benen-

nungen wie etwa 'Derwisch, Defterdar, Emir und Sultan' müssen ebenso aufgefaßt werden.

Eine heikle Stelle bildet die Formulierung Sittahs im 2. Aufzug 3. Auftritt :

«Kommvor izzt nur mit / in meinen Haram, eine Sängerin / zu hören, die ich gestern erst gekauft» (S. 44).

Hier stellt sich das Wort 'Haram' in unserem Wortgebrauch mit 'Harem' in eine sonderbare Referenzialität, denn in der arabischen Sprache bedeutet 'Haram' nicht das, was Sittah an jener Stelle offensichtlich zu meinen scheint, nämlich der innerste familiäre Lebensraum des Sultans (oder seiner Angehörigen) : 'Haram' bedeutet etwa 'unverdienter, sündiger Erwerb von irgendetwas'. Es könnte eine phonologische Unreinheit bedeuten oder den Quellen zuzuschreiben sein, die Lessing zum Nathan heranzog.

Als letzten Punkt könnte man eine Redeform anführen, die sich semantisch an eine Wendung im Türkischen bezieht und höchstwahrscheinlich aus dem Osten übernommen wurde :

Saladin : *«Ich arm? Der Bruder arm? / Wenn hab ich mehr? Wenn weniger gehabt? / Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd - Einen Gott! / Was brauche ich mehr? Wenn kann's an dem mir fehlen?»*

Das Gegenstück nun im Türkischen dazu lautet :

«Pferd, Weib und Waffe», wobei der Bedeutungshintergrund wiederum derselbe ist, nämlich der unverzichtbare, eigentliche Besitz des Ehrenvollen Mannes, der nichts anderes bedarf als diese Elemente, die zusammen seine 'Ehre' ausmachen. Gleich auf der folgenden Seite wiederholt Saladin diese Wendung, so daß man ganz sicher auf eine bestimmtes Motiv zu schließen Grund hat :

«Doch was kann das (Daß es ihm an Geld mangelt und er darunter leid) machen? / Ein Pferd, Ein Kleid, Ein Schwert, muß ich doch haben» (S. 40 oben).

Hier hat man also triftige Gründe, zu argumentieren, daß es sich dabei um eine Übernahme von einem Motiv handelt, welches rein östlichen Ursprung ist, und darüber Lessing genug Bescheid zu wissen scheint. Alles dies drängt den Eindruck auf, daß

der Aufklärer im Besonderen im Nathan ein dem östlichen Denken homogenes Behandlungsverständnis der Motive besitzt, auch wenn er wie in den anderen Werken und Schriften auch immer wieder von den Islam und die Türken identifizierenden Auffassung ausgeht.

Was als Schluß zu sagen ist, wäre neben der ganz vorne bereits kritisch behandelten Gleichsetzung des Islam mit den Türken nur, daß wir im Nathan einem allen Religionen gegenüber vollkommen offenen Lessing vorfinden, was am reinsten in dem Ring-Gleichnis im 3. Akt zum Ausdruck kommt.

F — *SCHLUßFOLGERUNG* :

Als Abschluß ließen sich also zwei konkrete Feststellungen in Hinsicht auf Lessings Orient und Türken-Verständnis klar umreißen :

Lessing bildet nach Luther die zweitwichtigste Persönlichkeit innerhalb des deutschen Denkens und Dichtens, die die Kontinuität des Türkenbildes durch dramatisches Gestalten und kritische Schriften gewährleistet.

Darüberhinaus ist auch festzuhalten, daß innerhalb dieser motivtragenden Arbeit es Lessing trotz mancher immanenter Widersprüche dennoch gelingt, eine differenzierte Sicht und Auslegung des Türken- Orientbildes zu bewerkstelligen. Und dieser positive Beitrag mag als Lessings Konzentration auf Differenzierung schlechthin angesehen werden.